



Thomas Schürmann

Im Erdbeerland

Sonderkulturen im Oldenburger Münsterland

Schriften zur Alltagskultur im Oldenburger Münsterland
Band 4

Schriften zur Alltagskultur
im Oldenburger Münsterland

Für das Kulturanthropologische Institut Oldenburger Münsterland
herausgegeben von Christine Aka

Band 4

Thomas Schürmann

Im Erdbeerland

Sonderkulturen im Oldenburger Münsterland





© 2024 Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum

Postfach 1344, 49643 Cloppenburg

Gesamtherstellung Print: Rießelmann Druck & Medien GmbH, Lohne

Umschlagbilder:

Vorderseite: Figuren: Kleinkunst-Werkstätten Paul M. Preiser GmbH, Steinsfeld

Erdbeeren: Erdbeerhof Osterloh, Visbek

Rückseite: Beim Pflanzen des Porrees. Gemeinde Visbek, April 2023

Print-ISBN 978-3-938061-48-0

E-Book-ISBN 978-3-8309-5035-6

E-Book-Vertrieb: Waxmann Verlag GmbH

Steinfurter Straße 555, 48159 Münster

www.waxmann.com

Inhalt

Vorwort	7
1. Einführung.....	8
Sonderkulturen im Oldenburger Münsterland.....	8
Wege zum Sonderkulturanbau	15
2. Baumobst.....	21
Frühe Förderer des Obstbaus	21
Anfänge des Erwerbsobstbaus.....	33
Erwerbsobstbau nach dem Zweiten Weltkrieg.....	36
Forschung und Beratung.....	46
Kernobstbau in der Gegenwart.....	47
Die Apfelsorten.....	62
Verarbeitende Betriebe für Obst.....	69
Das Oldenburger Münsterland und das Alte Land.....	91
3. Beerenobst	96
Die Erdbeere wird zur Leitfrucht.....	96
Der Anbau.....	98
Geschützter Anbau.....	104
Die Erdbeeren im Handel	118
Strauchbeeren.....	124
4. Gemüse	135
Vom Hausgarten zur großen Fläche	135
Einzelne Anbaubetriebe.....	138
Speisepilze	154
5. Gehölze	162
Baumschulen.....	162
Weihnachtsbäume.....	180
6. Heil- und Genussmittelpflanzen.....	190
Tabak.....	190
Heil- und Gewürzpflanzen	199

7. Die Erntehelfer	205
Unverzichtbare Handarbeit.....	205
Einheimische Kräfte.....	206
Erntehelfer aus dem Ausland.....	210
Aus Osteuropa und darüber hinaus.....	217
Frustration.....	224
Arbeit in kleinen und großen Betrieben.....	234
Unterkunft und Wirtschaften der Beschäftigten.....	247
Helfer: zunehmend gefragt.....	256
8. Vermarktung	264
Direktvermarktung.....	264
Selbstpflücke.....	267
Der regionale Fruchthandel.....	275
Der Lebensmitteleinzelhandel.....	289
9. Ausblick	295
Johann Theodor Frilling: Bemerkung über die Obstkultur in Dinklage (1827)	300
Liste der verwendeten Interviews	303
Quellen und Literatur	304
Bildnachweis	316

Vorwort

Das vorliegende Buch schließt an das 2021 erschienene Buch „Höfe vor der Nachfolge“ an; es kann aber auch unabhängig davon gelesen werden.

Im „Höfe“-Buch ging es vor allem um das Selbstverständnis und die gesellschaftliche Stellung der Landwirte und um ihre Zukunftsaussichten. Bei dieser Gelegenheit wurde bereits eine Frage angesprochen, die viele Landwirte umtreibt: wo man eine wirtschaftliche Nische finden, ein neues Standbein aufbauen kann, um den auf den Betrieben lastenden Druck des Wachsens oder Weichens zumindest abzumildern. Bei der Arbeit an jenem Buch wurde bald klar, dass die Wege und Auswege, auf denen Landwirte unterwegs sind, eine eingehendere Darstellung verlangt. Die landwirtschaftlichen Sonderkulturen sind der zentrale Teil dieser Wege, und die Kenntnis ihrer Entwicklung trägt zugleich zum Verständnis der Landwirtschaft des Oldenburger Münsterlandes bei.

Möglich wurde das Buch nur, weil mir etliche Landwirte und Landwirtinnen und andere mit Sonderkulturen befasste Personen in Interviews geduldig Rede und Antwort gestanden haben. Ihnen danke ich dafür herzlich, allerdings ohne ihre Namen zu nennen, denn den Befragten habe ich Anonymität zugesichert. Mit dem Namen nennen darf ich von den Gesprächspartnern jedoch den langjährigen Leiter des Versuchs- und Beratungszentrums für Obst- und Gemüsebaufrüheren in Langförden Dr. Dankwart Seipp, der mir eine Reihe wertvoller Hinweise gab. Große Hilfsbereitschaft erwies mir nicht zuletzt der Leiter des Bischöflichen Offizialatsarchivs in Vechta, Willi Baumann.

Mein Dank gilt auch der Geschäftsführerin des Kulturanthropologischen Instituts Oldenburger Münsterland Prof. Dr. Christine Aka, die das Buch in die Schriftenreihe des Instituts aufnahm und die mir sehr früh den Kontakt zu Gesprächspartnern für das vorige Buch vermittelt hatte. Mehrere von ihnen gaben mir für das vorliegende Buch erneut bereitwillig Auskunft.

Herzlich danken möchte ich Maria Akingunsade, Hamburg, die einen Teil der Interviews mit großer Genauigkeit in Schriftform gebracht hat, und in besonderem Maße meiner Frau Anne Schürmann für ihre Hilfe beim Korrekturlesen.

Cloppenburg, im Februar 2024

Thomas Schürmann

1. Einführung

Sonderkulturen im Oldenburger Münsterland

Erdbeerland – das Motiv des Buchtitels und des Umschlagbildes soll nicht den Eindruck erwecken, es ginge darum, ein neues Leitbild für das Oldenburger Münsterland zu erzeugen. Tatsächlich steht der Umfang des Obst- und Gemüseanbaus in Süddoldenburg weit hinter der herkömmlichen Landwirtschaft zurück. Im Jahr 2020 wurde er auf 3,5 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzflächen betrieben. Aber damit ist ihr Anteil immerhin noch fast dreimal so groß wie im gesamten Bundesland Niedersachsen; hier belief er sich auf 1,3 Prozent.¹

Was rechtfertigt eine Monographie über landwirtschaftliche Sparten, die nur von einer Minderheit der Landwirte betrieben werden? Entsteht hier nicht ein falsches Bild von der Süddoldenburger Landwirtschaft? Tatsächlich liegt es nicht in der Absicht des Verfassers, unzutreffende Eindrücke von agrarischer Vielfalt zu erwecken. Doch wenn Alternativen und Nebenformen zu den herkömmlichen landwirtschaftlichen Sparten und ihre Voraussetzungen beschrieben werden, trägt dies nicht zuletzt zum Verständnis der gesamten Landwirtschaft und ihrer Bedingungen bei.

Die dominierende landwirtschaftliche Sparte der Region ist nach wie vor die Veredelungswirtschaft, d. h. die Umwandlung pflanzlicher Nahrung in tierische Erzeugnisse. Dies spiegelt sich auch in der Wahrnehmung der Region wider, im vorteilhaften wie im nachteiligen Sinne. In den Hintergrund tritt dabei, dass sich das Gebiet auch zu einem bedeutenden Standort des Anbaus von Gemüse und Beerenobst entwickelt hat.²

Obst und Gemüse zählen zu den landwirtschaftlichen Sonderkulturen. Allerdings ist der Begriff der Sonderkulturen nicht scharf definiert. Weitgehende Einigkeit besteht nur darüber, dass Sonderkulturen den Anbau von Früchten umfassen, die sich nicht in die klassische Einteilung der Bodennutzung in Getreide, Hackfrüchte und Futterpflanzen einfügen.³ Dazu gehören neben Obst und Gemüse etwa Wein, Tabak, Heil- und Gewürzpflanzen oder auch Baumschulerzeugnisse. Grundsätzlich nicht unter die Sonderkulturen fällt die Tierhaltung.

Ein Strukturmerkmal der Sonderkulturen ist ihre vergleichsweise hohe Intensität.⁴ Sonderkulturen sind in der Regel sehr arbeits- und kapitalintensiv; dafür sind die Erträge, die sich auf den Flächen erzielen lassen, deutlich höher. So wird der Umfang der

1 Berechnet nach den Ergebnissen der Agrarstrukturerhebung von 2020; siehe auch Tab. 1.

2 Siehe CAO, Sonderkulturanbau (1993); VOITH, Oldenburger Münsterland (2009), und die in den folgenden Anm. genannten Veröffentlichungen.

3 Siehe z. B. PEZ, Sonderkulturen (1989), S. 3; CAO, Sonderkulturanbau (1993), S. 15f.; VOITH, Entwicklungen (2002), S. 19–21; spectrum.de: Lexikon der Geographie, <https://www.spektrum.de/lexikon/geographie/sonderkultur/7345> (28.5.2021).

4 Siehe auch PEZ, Sonderkulturen (1989), S. 3f.

	Niedersachsen	Kreis Cloppenburg	Kreis Vechta	OM insgesamt
Landwirtschaftl. Flächen insg.	2 571 337	95 359	65 763	161 122
Gemüse und Erdbeeren	21 527	3 373	1 989	5 362
Baum- und Beerenobst	12 429	94	133	227
Baumschulen	4 711	212	27	239
Weihnachtsbaumkulturen	2 487	k. A.	20	>20
Blumen und Zierpflanzen	901	35	3	38
Hanf	784	k. A.	–	k. A.
Gartenbausämereien	97	3	–	3
Heil-, Duft- und Gewürzpflanzen	588	k. A.	–	k. A.
Tabak	104	–	k. A.	k. A.

Tab. 1: Umfänge verschiedener Sonderkulturen in Hektar. Quelle: Niedersächsisches Landesamt für Statistik, Agrarstrukturerhebung 2020. – In den veröffentlichten Statistiken werden in der Regel keine Angaben zu Hektarzahlen gemacht, wenn es im Landkreis nur einzelne Betriebe mit einer bestimmten Kultur gibt und dadurch Rückschlüsse auf den Flächenumfang dieser Betriebe möglich wären.

bundesdeutschen Sonderkulturen für die Jahrtausendwende mit nur zwei Prozent der landwirtschaftlichen Nutzflächen angegeben, der Anteil am Produktionswert der Landwirtschaft dagegen mit 15 Prozent und der Anteil am Produktionswert der pflanzlichen Erzeugung sogar mit 29 Prozent.⁵

Schon das an derartigen Zahlen ablesbare Potential zeigt, dass es gute Gründe gibt, sich näher mit dem Sonderkulturanbau zu beschäftigen: Sonderkulturen werden für die Sicherstellung der Ernährung der Bevölkerung im nationalen und globalen Maßstab noch deutlich an Bedeutung gewinnen, und sie können auch vielen Landwirten Wege zur Stärkung ihrer wirtschaftlichen Existenz eröffnen.

Im Unterschied zu klassischen agrarwissenschaftlichen Veröffentlichungen über den Sonderkulturanbau sind die Fragestellungen des vorliegenden Buches nicht betriebswirtschaftlich ausgerichtet, vielmehr stellen die Erfahrungen und Handlungsweisen der beteiligten Landwirte in den Mittelpunkt. Einige der Fragen, die sich dem Verfasser stellten, sind:

Welche Sonderkulturen gibt es in der Region, und wie hat sich der Anbau entwickelt?
Das Buch strebt keine vollständige Behandlung der Sonderkulturen an, sondern will an markanten Beispielen die Entwicklung des Anbaus im Oldenburger Münsterland nachzeichnen. So beschränkt sich die Darstellung der Obstkulturen auf die dominierenden

5 Nach VOTH, Entwicklungen (2002), S. 61.

1. Einführung

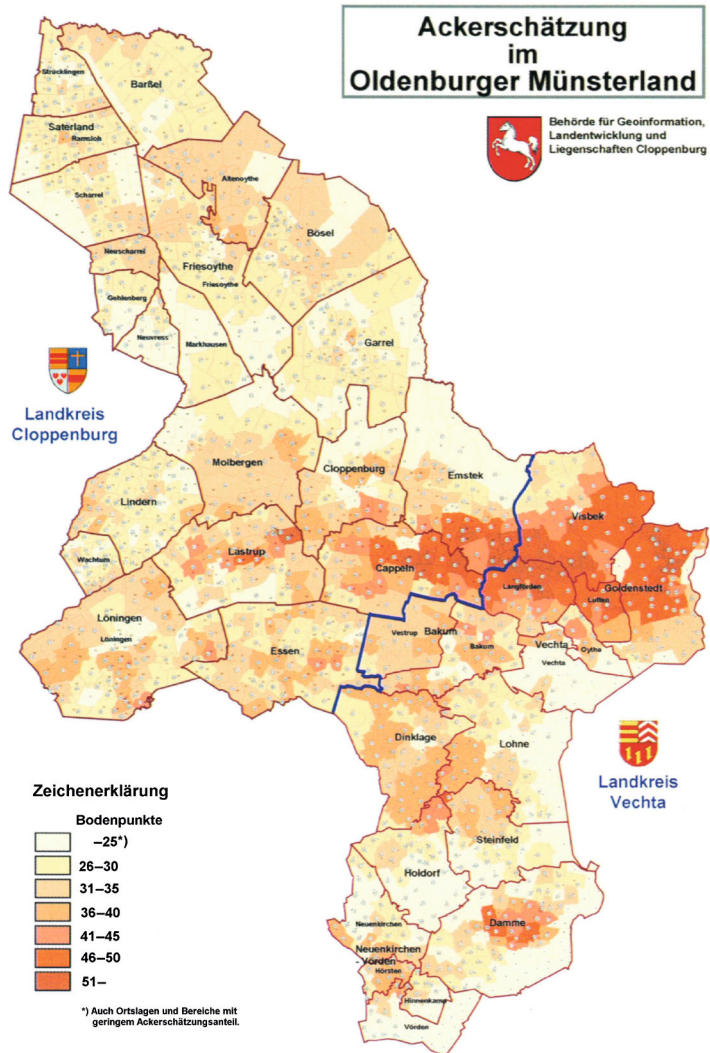


Abb. 1: Ackerschätzung im Oldenburger Münsterland. Behörde für Geoinformation, Landentwicklung und Liegenschaften Cloppenburg. Stand: April 2006. Vereinfachte Wiedergabe aus TAUBEN-RAUCH, Bodengütekarten (2007), S. 258.

Obstarten; unter den Gemüsearten sind nur die Tomaten in einem eigenen Abschnitt behandelt. Nicht eigens dargestellt ist z. B. der Spargelanbau, dessen Schwerpunkt innerhalb Niedersachsens auch nicht in Süddoldenburg, sondern im mittleren und nord-östlichen Niedersachsen liegt.⁶

Ebenfalls nicht behandelt sind mögliche Kulturen wie der im Zusammenhang mit der geplanten Cannabis-Legalisierung diskutierte Anbau von Hanf. Allerdings deutet wenig darauf hin, dass Hanf im Untersuchungsgebiet wie auch sonst in der deutschen Landwirtschaft größere Bedeutung erlangen wird. Schon für den Anbau der Sorten, aus denen sich keine Rauschmittel gewinnen lassen, werden Sicherheitsmaßnahmen gefordert, die den Anbau für Landwirte unrentabel machen,⁷ und dies gilt erst recht für die rauschgiftartigen Sorten.⁸ Davon unberührt bleibt die Frage, ob die Freigabe des Cannabiskonsums aus gesundheitlicher Sicht überhaupt sinnvoll ist.

Als Sonderkultur-Gebiet ist das Oldenburger Münsterland verhältnismäßig jung. Dies lässt sich auch am Beispiel der sogenannten Thünenschen Ringe zeigen. Der Agrarökonom Johann Heinrich von Thünen (1783–1850) hat die nach ihm benannte Standorttheorie begründet, nach der sich die Anbauorte verschiedener landwirtschaftlicher Erzeugnisse – Gemüsebau, Forstwirtschaft, intensive Landwirtschaft, extensive Viehhaltung usw. – in Abhängigkeit von den Transportkosten und der Verderblichkeit der Waren und bei gegebener Gleichförmigkeit von Boden und Klima idealerweise konzentrisch um einen zentralen Markttort anordnen.⁹ Relativ nahe am Markttort sind etwa Gemüse- und Milchproduktion, in größerer Entfernung die extensive Viehzucht angesiedelt. Ein solches Modell eignet sich vor allem für die Verhältnisse in vorindustrieller Zeit,¹⁰ und Zonen des schwerpunktmäßigen Obst- und Gemüseanbaus hatten sich denn auch in der Peripherie größerer Städte wie Hamburg, Köln, Nürnberg oder Frankfurt am Main gebildet.

Im Oldenburger Münsterland dagegen hat sich die Agrarproduktion schon deshalb nicht um ein Zentrum entwickelt, weil es hier einen solchen wirtschaftlichen Mittelpunkt nicht gab. Vielmehr beschränkte sich der marktorientierte Obst- und Gemüseanbau, als er hier zur Zeit der Industrialisierung unter ganz anderen Bedingungen an

6 Zum Spargelanbau in Niedersachsen siehe VOTH, *Entwicklungen* (2002), S. 69–102; Verbreitungskarte ebd., S. 73; zum Spargelabsatz durch den Erzeugergroßmarkt Langförden-Oldenburg siehe ebd., S. 88–91. Zum Spargelanbau im Oldenburger Münsterland siehe CAO, *Sonderkulturanbau* (1993), S. 86–102.

7 Siehe unten Kap. 6.

8 Über ein Beispiel für den für den nötigen Aufwand wird aus der niederländischen Stadt Waalwijk berichtet; vgl. Marco EVERS: Rausch aus der Fabrik. In: *Der Spiegel*, Nr. 17, 22.4.2023, S. 96–97.

9 THÜNEN, *Staat* (1826); siehe auch SUNTUM, Thünen (1989); RIETER, Thünen (2016), mit weiteren Hinweisen. Zur Anwendbarkeit des Thünenschen Systems auf das Oldenburger Münsterland des 20. Jahrhunderts siehe WINDHORST, *Agrarwirtschaft* (1975), S. 18–22.

10 PETERSEN, *Stadt* (2015), S. 14f.; ausführlicher für Hamburg und sein Umland PEZ, *Sonderkulturen* (1989), S. 30–53 u. ö., der betont, dass sich mit den Thünenschen Ringen nur die erste Entwicklungsphase der Sonderkulturwirtschaft erklären lasse (ebd., S. 167 und 173f.).

wirtschaftlicher Bedeutung gewann, zunächst auf einen fruchtbaren Sandlößstreifen, der im Gebiet nördlich von Vechta von Osten her in das Oldenburgische hineinreicht (Abb. 1). Dort, wo es sie Verhältnisse erlaubten, wurde der marktorientierte Sonderkulturanbau auch woanders aufgenommen. Möglich wurde dies allerdings erst, als die für den Fernabsatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse nötigen Transportmöglichkeiten durch den Eisenbahn- und Schwerlastverkehr angelegt waren.

Was macht den Sonderkulturanbau des Oldenburger Münsterlandes im Verhältnis zu anderen Regionen aus?

Diese Frage zielt auf die Stärken, Schwächen und Möglichkeiten der Region. Anders als etwa im Alten Land oder in den Vierlanden gab es im Oldenburger Münsterland keine Ansätze zu einer regionalen Markenbildung. Dem stünde wohl auch das dem Gebiet anhaftende Image als Hochburg der industrialisierten Landwirtschaft im Wege. Die Obst- und Gemüseerzeugung in der Region geht oft ins Große und ist für den Endverbraucher meist anonym. Dies wirkt sich auch auf die Erzeugerpreise aus. Eine in diesem Zusammenhang naheliegende Frage ist, welche Wege zur Erhöhung der Erlöse von den Erzeugern verfolgt werden.

Welche Bedeutung haben die Sonderkulturen für das Oldenburger Münsterland? Sind sie ein Weg, im Ringen um die wirtschaftliche Existenz zu bestehen?

Den Landwirten in der Region ist es bewusst, dass der Wechsel in den Sonderkulturanbau auch bei günstigen Bodenverhältnissen nicht einfach ist. Zum einen entkommt man nicht ohne weiteres den Verpflichtungen, die die herkömmliche Landwirtschaft mit sich bringt, wenn man etwa den Um- oder Neubau eines Stalles abzuzahlen hat; andererseits ist der Aufbau der eigenen Sonderkultur-Sparte eine Angelegenheit, die sich eher nach Jahrzehnten als nach Jahren bemisst. Überdies garantieren auch die Sonderkulturen nicht den wirtschaftlichen Erfolg.

Im Hinblick auf herkömmliche Landwirtschaft und Sonderkulturanbau nimmt das Buch denn auch keine wertende Haltung ein. Ackerbau und Viehhaltung werden auf absehbare Zeit das Rückgrat der Landwirtschaft bleiben, zumal in einer vergleichsweise marktfernen, nur an wenigen Stellen mit sehr fruchtbaren Böden gesegneten Region wie Süddoldenburg.

Welchen Einfluss hat die Möglichkeit, Saisonarbeitskräfte zu beschäftigen, auf Art und Umfang der Sonderkulturen?

Zu den Voraussetzungen des modernen Sonderkulturanbaus gehört die alljährliche Zuwanderung der meist aus dem östlichen Europa kommenden Saisonarbeitskräfte. Zugleich geraten die Obst- und Gemüseerzeuger dadurch in neue Abhängigkeiten. Dass die Arbeiter ausbleiben könnten, ist für die Erzeuger eine existentielle Gefahr; dies zeigte sich besonders zu Beginn der Corona-Krise 2020. Entsprechend der Bedeutung der Saison-

beschäftigten für den Sonderkulturanbau wird ihrer Arbeit und dem Verhältnis der Landwirte zu ihnen in diesem Buch vergleichsweise viel Raum zugemessen.¹¹ Unter diesen Umständen mag es als Versäumnis angesehen werden, dass für das vorliegende Buch zwar Landwirte, nicht aber auch Saisonarbeiter befragt wurden. Diese Beschränkung hat in erster Linie pragmatische Gründe. Das Buch konzentriert sich auf die Erfahrungen und Herausforderungen, die für die Landwirte mit der Beschäftigung ausländischer Saisonarbeiter verbunden sind. Die Erfahrungen und Lebenswelten der Saisonarbeiter müssen Gegenstand eigener Studien sein. In der Praxis hätte der Versuch, Erntehelfer als Interviewpartner zu gewinnen, geringe Erfolgsaussichten gehabt. So eröffnet denn auch etwa das Erlernen des Polnischen und des Rumänischen noch längst nicht den nötigen Zugang zum Feld.¹² Selbst Landsleute der Erntehelfer forschen mitunter verdeckt im Rahmen teilnehmender Beobachtung, um wirklichkeitsnahe Erkenntnisse über Motive und Denkweisen bei den Betroffenen zu gewinnen.¹³



Abb. 2: Die Orte der Interviews, die für das Buch verwendet wurden.

11 Siehe hierzu unten Kap. 7.

12 Den Beweis für diese Aussage führt, wenn auch ungewollt, SCHMIDT, *Mobilität* (2021), die zwar eigens die rumänische Sprache erlernt hat, aber vor allem von Schwierigkeiten bei der Kontaktaufnahme berichtet; vgl. ebd., S. 75–82.

13 Siehe beispielhaft PIECHOWSKA, *Soziologin* (2013), und FIAŁKOWSKA, *Gruppenbildung* (2013).

Da das Spektrum der landwirtschaftlichen Sonderkulturen groß ist, werden einige Sparten, z. B. Baumschulen oder einzelne Zweige der Gemüseerzeugung, nur in Gestalt einzelner besuchter Betriebe vorgestellt. Diese Betriebe stehen nicht repräsentativ für die gesamte Branche, sondern bilden nur Beispiele für Entwicklungen, die ein Betrieb nehmen kann. Repräsentativ ist das Buch auch nicht Hinblick auf die wirtschaftliche Bedeutung der einzelnen Kulturen, denn in diesem Falle müsste der Großteil des Textes von einem einzelnen Gemüseerzeuger handeln.

Dem Gegenstand des Buches entsprechend bilden narrative, erzählorientierte Interviews, größtenteils mit Landwirten, aber auch mit Baumschulgärtnern, Fruchthändlern und anderen, die mit Sonderkulturen befasst sind, die Hauptquellen. Die Interviews wurden hauptsächlich zwischen 2021 und 2024 in den Kreisen Cloppenburg und Vechta geführt (Abb. 2). In einigen Fällen konnte auf Interviews, die für das Buch „Höfe vor der Nachfolge“ geführt worden waren, zurückgegriffen werden. Einige der 2019 und 2020 für jenes Buch befragten Familien wurden zu einem erneuten Interview besucht.

Bei der Wiedergabe im Buch sind Zitate aus den Interviews kursiv gesetzt; auf die einzelnen Interviews verweisen in Klammern gesetzte Zahlen.¹⁴ Die Wiedergabe der Interviewstellen richtet sich nach schriftdeutschen Standards, d. h. im Zweifelsfalle durch Weglassen von Versprechern, häufig gebrauchten Füllwörtern usw. Dabei soll die Gestalt der Zitate die Herkunft des Gesagten in der gesprochenen Sprache nicht verleugnen. Wie die Erfahrung zeigt, haben die Befragten oft die Sorge, dass ihre Äußerungen in der gedruckten Wiedergabe nicht den schriftdeutschen Schreibgewohnheiten entsprechen. In der Regel dürfte den Lesern aber klar sein, dass die zitierten Sätze in Gesprächen entstanden sind und die Satzbildung beim Reden eigenen Gesetzmäßigkeiten folgt.

Wo mit der Identifizierung der Gesprächspartner zu rechnen war oder sie sogar namentlich genannt werden, habe ich den Betroffenen die Zitate vor dem Druck vorgelegt; bei dieser Gelegenheit wurden gelegentlich kleinere Umformulierungen vereinbart. Die Tonaufnahmen und Niederschriften der Gespräche werden, schon um der Rückverfolgbarkeit der hier gemachten Aussagen willen, im Kulturanthropologischen Institut Oldenburger Münsterland verwahrt; sie sind zum Schutz der Gesprächspartner mit Sperrfristen, die sich am Niedersächsischen Archivgesetz orientieren, belegt. Hier reichen die Sperrfristen bis zehn Jahre nach dem Tod bzw. hundert Jahre nach der Geburt der betroffenen Personen.¹⁵

14 Die Grundsätze bei der Wiedergabe sind die gleichen wie bei SCHÜRMAN, Höfe (2021), S. 22. Die Nummerierung der zitierten Interviews schließt an die Zählung für das „Höfe“-Buch an, weil ich auch Aussagen aus einigen Interviews, die ich für das Buch geführt hatte, verwende. Eine Liste der Interviews steht unten im Anhang.

15 Gesetz über die Sicherung und Nutzung von Archivgut in Niedersachsen (Niedersächsisches Archivgesetz) vom 25. Mai 1993, § 5, Abs. 2: „Ist das [...] Archivgut zu einer betroffenen Person geführt und ist deren Geburts- oder Sterbedatum bekannt oder mit vertretbarem Aufwand aus diesem Archivgut zu ermitteln, so darf es frühestens 10 Jahre nach dem Tode dieser Person oder, falls das Sterbedatum nicht feststellbar ist, 100 Jahre nach deren Geburt genutzt werden.“ Nach nds-voris.de (4.6.2020).

Wege zum Sonderkulturanbau

Einige der befragten Landwirte blicken auf die Entwicklung des Sonderkulturanbaus zurück: Während die größeren Höfe in den konventionellen Sparten weiterarbeiteten, erkannten kleine Betriebe, vor allem, wenn sie über gute Böden verfügten, in den Sonderkulturen, zunächst im Obstbau, eine Chance, erfolgreich zu wirtschaften:

Hier in Langförden war das ja einfach so: Die großen Betriebe hatten es ja gar nicht nötig, die haben da von Schweinen gelebt. Und dann sind ein paar angefangen, kleinere Betriebe, mit ein paar Hektar, und haben da Obst und Gemüse (angebaut). Dann sind zwei groß eingestiegen, Rosenbaum und Küppers, und die haben hier dann in großem Stil Obst angebaut und haben, wann war das, 1950 ELO¹⁶ gegründet. Und sind ja alles bloß kleine Betriebe, wenn du siehst, so G..., was hatte er früher, fünf Hektar? Und jetzt macht er, was weiß ich, achtzig Hektar Erdbeeren oder in die Richtung. Und das waren ja alles bloß diese kleinen Betriebe (38).

Wie ein Obsterzeuger am Beispiel seines Heimatdorfes Hagstedt (Gemeinde Visbek) darlegt, haben die kleinen Obstbaubetriebe die alteingesessenen größeren Höfe wirtschaftlich überholt. Der Befragte gehört insofern zu den Ausnahmen von dieser Entwicklung, als der Hof seiner Familie zwar zu den größeren zählte, seine Besitzer sich aber nach persönlicher Neigung und nach dem Beispiel der kleineren Betriebe im Laufe der Jahrzehnte völlig auf den Obstbau konzentrierten. In Hagstedt lagen die kleinen Betriebe, aus denen die meisten Obsthöfe hervorgingen, außerhalb des Dorfkerns. Dort waren im 19. Jahrhundert neue Hofstellen entstanden:

Es gibt die alteingesessenen Bauern im Zentrum des Dorfes, das waren sechs größere Bauernhöfe, wozu wir gehören. Und drum herum waren kleinere Bauernhöfe, die hatten nur so acht Hektar im Schnitt; während der Markenteilung waren die entstanden. Und die haben sich auf den Obstbau spezialisiert. Und die wirtschaftlich starken Betriebe sind jetzt die kleineren von der Fläche her, aber dadurch, dass sie sich auf den Obstbau spezialisiert haben, konnten die wirklich immer ... mehr Geld verdienen, haben viele Erntehelfer bei sich auf dem Hof untergebracht und beschäftigt, und darüber sind die dann immer weiter gewachsen. ... Und die größeren Betriebe haben ihre Schweinemast größtenteils gemacht. Hier im Zentrum des Dorfes, die größeren Betriebe waren Schweinemastbetriebe... Jeder Betrieb ist anders. Man kann das gar nicht so verallgemeinern. Den Obstbaubetrieben drumherum geht es auf jeden Fall wirtschaftlich besser, vor allen Dingen in der heutigen Zeit (18).

Eine Parallele zu den Anfängen des Erwerbsobstbaus bei den kleineren Betrieben kann im Alten Land an der Niederelbe gesehen werden. Dort wird überliefert, dass grö-

16 Erzeugergroßmarkt Langförden-Oldenburg; siehe unten Kap. 8.

ßere Bauern, die länger an den traditionellen landwirtschaftlichen Kulturen festhielten, kleinere, vom Obstbau lebende Besitzer bisweilen als „Murellenbuern“ verspotteten.¹⁷

In Süddoldenburg wurden die kleineren Betriebe, sofern sie nicht gänzlich aufgegeben wurden, in unterschiedlichen Zeiträumen auf den Sonderkulturanbau umgestellt. So führte der Besitzer eines kleinen Hofes in der Gemeinde Visbek, wie sein Sohn schildert, auf sieben Hektar Eigenfläche einen landwirtschaftlichen Gemischtbetrieb mit einigen Kühen, Schweinen und Geflügel. Gerade für derartige kleinstrukturierte Betriebe war es um 1970 absehbar, dass sie in diesem Umfang nicht mehr lange bestehen könnten. Er selbst entschloss sich zum Anbau von Äpfeln. Ein Berater der Obstbauversuchsanstalt in Langförden riet ihm zu Beerenobst. Innerhalb der nächsten zehn Jahre stellte die Familie den Hof komplett auf den Anbau von Erdbeeren und Gemüse um und erweiterte sich in den folgenden Jahrzehnten auf ein Vielfaches der einstigen Fläche.¹⁸

Durch den Erfolg der kleineren Betriebe ermuntert nahmen auch andere Landwirte, wenn auch meist in kleinerem Umfang, den Obstbau auf. Die meisten der befragten heutigen Obst- und Gemüseerzeuger erinnern sich, dass sie zunächst auf konventionellen Bahnen arbeiteten. So führte ein Landwirt im Dorf Hagstedt, der in den sechziger Jahren den Gemüseanbau aufgenommen hatte, zunächst einen herkömmlichen Gemischtbetrieb: *Da waren noch Rindviecher und alles. Schweine und das, war ja noch alles hier. Und das ist alles langsam immer weniger geworden.* Erst kamen die Sauen weg, später auch die Mastschweine. Zuletzt, um 1970, wurden die Kühe, mehr als drei bis vier waren es nicht, abgeschafft (39).

Ein Berufskollege in Langförden bemerkt, dass er bis 1982 *bloß ... Schweine und Ackerland* als Sparten betrieben habe. Nachdem er den Obst- und Gemüseanbau aufgenommen hatte, gab 2001 der Ausbruch der Schweinepest den letzten Anstoß, die Schweinehaltung aufzugeben (38).

In der Regel erfolgt die Spezialisierung auf den Sonderkulturanbau nicht mit einem Male, sondern Schritt für Schritt. So hielt ein befragter Obsterzeuger in der Gemeinde Visbek zu Beginn seiner Berufslaufbahn noch 129 Sauen; für die Schweinemast hatte er 560 Mastplätze in drei Ställen. Überdies besaß er einen Mähdrescher, mit dem er Lohnaufträge ausführte. Im Laufe der Jahre gewann der Obstbau auf Kosten der Schweinehaltung an Bedeutung: *Und dann ist das immer so nach und nach abgestoßen worden. Dann erst die Sauen weg, dann nur noch Mast. Dann die kleinen Mastställe, ... alles, was dann irgendwann überholt war oder auch in einer Größe war, wo es sich nicht mehr lohnte.*

17 TUOMI-NIKULA, Altländer Hof (2006), S. 39. Das Wort leitet sich von „Morelle“ (Sauerkirsche) ab. Im Alten Land war zwar spätestens im 19. Jahrhundert der Apfel zur wirtschaftlich bedeutendsten Obstart geworden, doch um die Obsterzeuger herabzusetzen, stellt der Spottname anstatt der Äpfel die kleinen und sauren Früchte heraus.

18 Siehe auch unten Kap. 4.

Mitte der 2000er Jahre war der Wechsel ganz vollzogen: *2004/2005 hab ich die letzten Mastschweine verkauft. Den letzten guten Stall verpachtet und dann komplett auf Obstbau, Blaubeeren. Hinten eine Fläche noch vergrößert um sechs Hektar. Und dann komplett auf Blaubeeren gesetzt* (55).

Das gleiche Muster: dass erst die arbeitsintensivere Ferkelerzeugung, später die Schweinemast aufgegeben wurde, begegnet auch in anderen Betrieben,¹⁹ z. B. in der Erinnerung eines Obst- und Gemüseerzeugers im Kreis Cloppenburg:

Wir hatten schon mal 110 Sauen, inklusive eigener Mast, also ein geschlossenes System. Haben das dann aber irgendwann wieder aufgegeben, wo der Sonderkulturanbau mehr wurde. Haben dann nur noch Mastschweine gemacht, haben zwischenzeitlich dann auch außerhalb von diesem Betriebsstandort noch einen Schweinestall gebaut, den wir aber mittlerweile auch nicht mehr haben, und haben uns denn voll auf den Anbau von Sonderkulturen konzentriert (50).

Ein Obsterzeuger in der Gemeinde Emstek hatte in den neunziger Jahren den Erdbeeranbau zum Hauptstandbein ausgebaut, zugleich aber auch die Schweinehaltung erweitert: *Wir haben zwar im Außenbereich vor zwanzig Jahren einen Stall gebaut. Hätten wir gar nicht machen [sollen], aber das war eben der Trend dahin: noch mehr Schweine..., aber das hätten wir eigentlich gar nicht machen [sollen]. Den haben wir jetzt verpachtet* (1).

Ganz von der Schweinehaltung ließ der Betrieb auch später nicht. Bis um 2020 wurde in einem weiteren Stall in drei jährlichen Durchgängen jeweils eine kleinere Menge Schweine gemästet.

Zwei heute sehr große Produzenten, die den Grundstein ihres Erfolgs in den achtziger Jahren legten, hatten anfangs die konventionellen Betriebsteile ausgebaut. So berichtet ein Erdbeererzeuger in der Gemeinde Visbek:

1983, als ich meine Meisterprüfung bestanden hatte, hatte ich meinem Vater gesagt: „Jetzt müssen wir Gas geben.“ Unser Betrieb war einfach und kleingestrickt, obwohl wir gute 50 Hektar Ackerland haben, aber wir hatten zum damaligen Zeitpunkt, wo ich angefangen bin, nur 150 Mastschweine im Stall.

Seinem Vater habe er gesagt: *„Das Fachliche habe ich bei mir, und das andere kriegen wir schon.“ Und dann haben wir Gas gegeben. Wir haben mehr Schweineställe gebaut, wir haben Schweineställe dazugepachtet.*

In kleinem Umfang versuchte er es nebenher mit anderen Kulturen: *Wir haben 1983 dann auch mit Erdbeeren angefangen, ein Jahr später Himbeeren angebaut. Ich habe Steinpilze angebaut; ich habe also Pilze auch schon mal ausprobiert* (46).

19 Vgl. VOTH, Entwicklungen (2002), S. 124, mit Bezug auf einen Betrieb in Schneiderkrug (Gem. Emstek).

Letztlich war es der Erdbeeranbau, der einen immer größeren Umfang annahm. 1994 gab der Befragte die Schweinemast auf und konzentrierte sich ganz auf die Erdbeeren.²⁰

Ein bedeutender Gemüserzeuger hatte zunächst den Ausbau der Milcherzeugung geplant. Hier war es vor allem der Mangel am dafür nötigen Kapital, das ihn dazu brachte, diesen Plan nicht weiterzuverfolgen und sich auf den Gemüseanbau zu besinnen. Hierzu hatte er bereits im Rahmen seiner Meisterausbildung Überlegungen angestellt:

Als ich dann mit der Ausbildung fertig war, habe ich eine Fachschule besucht und später die Meisterprüfung als Landwirt gemacht. Und in dieser Phase habe ich dann eigentlich überlegt: In welche Richtung willst du den Nebenerwerbsbetrieb überhaupt entwickeln, oder was kannst du überhaupt daraus entwickeln? Mir ist in der Meisterschule eigentlich klargeworden, dass das betriebswirtschaftlich bescheiden aussieht in dem Betrieb, und irgendwo, wenn du davon leben willst, geht das so wenigstens nicht. Dann sind wir eigentlich angefangen hier, oder ich bin angefangen, das eine oder andere Gespräch zu führen, hatte dann erst mal vor, einen größeren Boxenlaufstall zu führen mit Milchviehhaltung. [...] Das ist dann aufgrund der Betriebsgröße damals und des mangelnden Kapitals, was im Betrieb war, abgesagt. Und dann hatte ich mich im Rahmen der Meisterprüfung schon mit Gemüsebau beschäftigt, mit Projektbeschreibungen, Kalkulationen usw., und habe mich dann entschlossen, den Gemüsebau wieder anzufangen. Damals, das war 1983: Grobgemüse war im Fokus, also Weißkohl, Rotkohl, Wirsing, Kohlrabi, Blumenkohl. Das ist dann auch zwei, drei Jahre so gegangen. Damals hatten wir noch zwölf, dreizehn Milchkühe und etwa vierzig Sauen hier im Betrieb. Die habe ich aber schon 1984 abgeschafft, weil arbeitsmäßig konnte ich das nicht leisten (51).

In beiden Fällen brachten die Befragten eine ausgeprägte unternehmerische Gesinnung mit, die den Sonderkulturanbau anstieß und beflügelte.

Neben der Bereitschaft, neue wirtschaftliche Risiken einzugehen, kann das Aufnehmen von Sonderkulturen auch eine große mentale Überwindung erfordern. Dies gilt vor allem dort, wo man nicht eine Obst- oder Gemüseart anzubauen anfängt, die in der Region bereits mit Erfolg kultiviert wird, sondern sich an völlig ungewohnten Sparten versucht. Ein befragter Landwirt im Kreis Cloppenburg schildert seine Situation sehr anschaulich in einem Bild. Anfangs bewegte er sich in einer Reihe mit seinen Berufskollegen:

Ich habe das mal verglichen: Alle Landwirte laufen hintereinander im Gänsemarsch. Hintereinander her. Vorne sind irgendwelche Leute, die geben die Richtung an; alle andern laufen hinterher. Nun laufen die nicht auf der Straße, sondern die laufen auf einem Sandweg. Dann ist es ein bisschen bedeckt, 22 Grad; es geht munter voran. Es trübt sich ein bisschen ein, es fängt ein bisschen an zu regnen. Es ist immer noch auszuhalten. – Jetzt fängt's richtig an zu regnen. Und dann muss man sich vorstellen: Wie wird das Geläuf,

20 Siehe auch RIC, Erdbeerbetrieb (2012), S. 15.

durch das ich gehe? Wenn ich ganz vorne bin, interessiert mich das eigentlich relativ wenig. Ich bin derjenige, der immer noch festen Boden unter den Füßen hat. Aber wie ist es denn, wenn man schon weiter hinten ist oder ganz weit hinten ist? Dann läuft man schon mal im schweren Geläuf, und irgendwann, wenn man noch weiter hinten ist, im Morast. Und dann bedeutet das nämlich: Der, der vorne geht, geht entspannt, und der, der schon mal schwerer unter den Füßen hat, der muss schon ein bisschen mehr Kraft aufwenden. Und die noch weiter hinten sind, im Morast, müssen richtig kämpfen, dass sie mitkommen.

Die Überlebenschancen in der bisher betriebenen herkömmlichen Landwirtschaft sind ungleich verteilt. Vergleichsweise entspannt können vor allem jene marschieren, die gut mit Eigenland ausgestattet oder auf andere Weise abgesichert sind.

Dadurch, dass der Befragte Sonderkulturen zu betreiben angefangen hat, hat er die gewohnte Bahn verlassen und wird von den Kollegen dementsprechend beäugt:

So, die müssen halt kämpfen. Und ich sehe mich da auch irgendwo in der Reihe. – Und irgendwann habe ich mir überlegt: Warum versuchst du nicht was Neues? Und bin ausgesichert und gehe jetzt daneben. Ich gehe neben der Reihe. Dann ist es natürlich: Alle Leute sehen mich, dass ich neben der Reihe gehe. Und es ist ja auch so: Da können auch Steine liegen. Und man kann auch mal gegen einen Stein treten, und man fängt an zu straucheln. Und das sehen alle. Das sehen auch die, die wirklich durch den Morast laufen; die sehen das auch: Kuck mal, der! Der hat sich den Fuß gestoßen, und der ist am Straucheln. Alle Leute sehen es. Aber letztlich habe ich einen Weg, den ich neu finden muss, muss auch mal eine Kurve nehmen. Geht nicht anders. Aber ich kann selbstbestimmt gehen. Ich kann ihn gehen, und ich kann auch wieder zurückgehen, wenn ich meine, dass es so ist. Aber faktisch ist: Ich bin erst mal derjenige, der aus der Reihe tanzt. Das ist Tatsache, und das wird bekuckt, und das Bekucktwerden, das muss man auch können. Das muss man aushalten können.

Aushalten können muss er nicht nur die neuen wirtschaftlichen Unwägbarkeiten, sondern auch die Gefahr, in der Achtung seiner Berufskollegen und Dorfgenossern mächtig zu sinken, und es evtl. in Kauf nehmen, dass auch seine Familie davon betroffen ist. Dies ist für Landwirte umso schwieriger, je stärker sie in die lokalen Netze eingebunden sind und dies auch für ihre soziale Stellung als nicht unwichtig ansehen. Bedrohlich für das Selbstbewusstsein ist nicht so sehr die Entscheidung, gewohnte Bahnen zu verlassen, als vielmehr die Möglichkeit, dabei wirtschaftlich zu scheitern, denn die Achtung der Berufskollegen hängt wesentlich am beruflichen Erfolg. Und so hofft man, *dass man erfolgreich ist, damit man nicht verlacht wird.* Durch wirtschaftliches Scheitern würde zugleich auch seine Entscheidung für den Sonderkulturanbau delegitimiert.

Ein von dem Landwirt konsultierter Anbauberater aus Bayern bemerkt zu der hier angesprochenen Haltung der Kollegen: *„Solange die Leute lachen, ist alles in Ordnung. Wenn die aufhören zu lachen, dann musst du aufpassen. Dann ist irgendeiner dabei, der überlegt sich was.“*

Indessen macht der Befragte die Beobachtung, dass sein Beispiel einige der Berufskollegen darin bestärkt, sich ebenfalls an Neuem zu versuchen. Hierbei nimmt er das Bild vom Gänsemarsch wieder auf:

Wenn ich jetzt überlege – seit sieben Jahren sind wir in diesem, ich sag mal, Findungsprozess der Sonderkulturen drin. Zwischendurch haben sich immer mal welche probiert. Sind einige dageblieben, einige sind wieder zurückgegangen. Aber letztlich nur deswegen, weil sie gesehen haben: Es gibt einen zweiten Weg. Es gibt einen anderen Weg. Es gibt einen Ausweg aus dem, was wir jetzt haben. Und das ist natürlich auch so eine Sache, die wir ... jetzt mitgestalten. Ich bin irgendwann aus der Mitte rausgegangen, aus der normalen Landwirtschaft... Jetzt hängen sich welche bei mir an. Ich werde zu dem, der vorne läuft (45).

Vielleicht werden nicht alle Landwirte, die von herkömmlichen Sparten auf Sonderkulturen gewechselt sind, ihre Erfahrungen und Eindrücke in derart intensive Bilder fassen können, doch gehören ähnliche Empfindungen gerade in einer strukturkonservativen Berufswelt wie der Landwirtschaft wohl sehr häufig dazu, wenn man sich auf Ungewohntes einlässt.

2. Baumobst

Frühe Förderer des Obstbaus

Aus heutiger Sicht mag es verwundern, dass das Fehlen von Obst und Gemüse in vorindustrieller Zeit auch auf dem Lande nicht selten zu Mangelerscheinungen führte. Einen Hinweis hierauf gibt ein um 1800 entstandenes handschriftliches Rezeptbuch aus Niedersachsen, das an zwei Stellen Hilfsmittel gegen den Skorbut und die durch ihn verursachten Zahnbeschwerden nennt.¹

Dabei gab es über die Jahrhunderte hinweg durchaus Anstöße, Obst anzubauen.² Im 16. Jahrhundert veredelten sogar Angehörige regierender Häuser eigenhändig Apfelfebäume und schickten Reiser an Standesgenossen.³ Dies war zwar modische Liebhaberei, doch war den Fürsten auch an einer breiten Förderung des Obstbaus gelegen: In mehreren Territorien forderten landesherrliche Verordnungen vom ausgehenden 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts von Bauern und Bürgern, etwa aus Anlass der Hochzeit, das Anpflanzen von Obstbäumen.⁴ Allerdings deutet gerade das Wiederholen dieser Forderung über so lange Zeiträume hinweg darauf hin, dass sie selten befolgt wurde. Auch wäre die Forderung meist nicht leicht umzusetzen gewesen, denn oft waren schon für das Anpflanzen geeignete Obstbäume schwer zu bekommen.

Tatsächlich gab es für den Obstbau wenig Anreize: Die Früchte hielten sich nicht lange, und zumindest in Norddeutschland waren als Methoden der Konservierung fast nur das Dörren und das Einkochen zu Mus geläufig.⁵ Den für Obstbäume nötigen Platz verwendete man im Zweifelsfalle lieber für den Anbau von Gemüse.

Als der Pastor und Schriftsteller Johann Gottfried Hoche 1799 von Osnabrück aus ins Saterland reiste, fiel ihm nicht zuletzt auf, dass im Niederstift Münster wenig Obst angebaut wurde:

„In Westphalen findet man wenig Obst, und in dem nördlichen Theile desselben fast gar nichts. Hier ist ein Obstbaum eine große Seltenheit, und es ist unverzeihlich, daß die Menschen, die doch sehr gern Obst essen, sich so wenig um die Baumzucht bekümmern.“⁶

1 SCHÜRMANN, Kochrezepte (1998), S. 297 (Löffel- bzw. Scharbockskraut) und 306 (Apothekenrezept für Zahntinktur). Niedergeschrieben wurde das Rezeptbuch in Sulingen im heutigen Landkreis Diepholz.

2 Einen kurzen Überblick zur Geschichte des Obstbaus gibt TEUTEBERG, Obst (1998); eine populäre Darstellung unter welthistorischer Perspektive geben JUNIPER/MABBERLEY, Geschichte (2022). Eine vom Obsthändler ausgehende Darstellung der Obstkultur an der Niederelbe gibt KAISER, Obstland (2009).

3 WIMMER, Obstsorten (2003), S. 18, mit Verweisen auf Kurfürst August von Sachsen (reg. 1553–1586) und Landgraf Wilhelm IV. von Hessen-Kassel (reg. 1567–1592).

4 Ebd., S. 20f.

5 Vgl. LIEBSTER, Obstbau (1984), S. 144.

6 HOCHÉ, Reise (1800), S. 139; siehe auch KAISER, Gutshaus (1998), S. 60f.

Hoche, der in Thüringen aufgewachsen war,⁷ mochte den Anblick von Obstbäumen wohl als eine Selbstverständlichkeit erwartet haben. Umso befremdlicher fand er die bei den Landleuten verbreiteten Auffassungen über den Obstbau:

„Sonderbar sind die Äußerungen der Bauern darüber. Sie meinen, ‚das schicke sich nicht für sie, es gehöre nur für vornehme Leute.‘ Einige, die Versuche gemacht haben, klagen, daß ihnen die Nachbarn die Bäume verdorben hätten, weil sie das Anpflanzen eines Obstgartens für eine stolze Erhebung über ihren Stand ansehen. Andern, die noch irgend ein Bäumchen haben, wird das Obst gestohlen. Einen solchen Diebstahl halten sie für erlaubt, und der Bestohlene glaubt nicht einmal ein Recht zu haben, den Dieb zur Strafe zu fordern.“⁸

Bei solchen Aussagen muss man stets die Möglichkeit in Rechnung stellen, dass Hoche, schon um seinen Reisebericht interessanter zu machen, das scheinbar Absonderliche und Exotische der besuchten Gegend und ihrer Bewohner besonders herausstellte.⁹ Allerdings wird das häufige Stehlen von Obst auch von anderer Seite bezeugt. So schrieb 1811 der Vizekurat und spätere Pfarrer Anton Thole aus Barßel, dass er mit den Erzeugnissen seines Gartens wohl auskommen würde, wenn ihm „einige dieberische Barßeler“ beim Obststehlen nicht das Gemüse zerträten. Der Priester wusste sich aber auch zu wehren: „Ich habe schon 2 mal auf einige des Nachts gefeyert.“¹⁰

Diebstahl hat die Obstkultur wohl seit ihren Anfängen begleitet, und so, wie aus Hausgärten oft die Früchte gestohlen wurden, wurden aus Baumschulen oft ganze Bäume entwendet.¹¹ Nicht selten dürfte der Obstklau den Ehrgeiz, selbst Apfelbäume großzuziehen, gebremst haben. Noch 1827 erinnerte sich der Dinklager Kaplan Johann Theodor Frilling:

„Die Obstkultur wurde hier in Dinklage sehr vernachlässiget, und diejenigen, welche noch einige alte Obstbäume stehen hatten, haueten sie noch wohl sogar nieder, weil sie, wie sie sagten, den Verdruß nicht haben wollten, daß ihnen die Apfel manchmahl gestohlen würden.“¹²

Zu den Plätzen, an denen damals neben Gemüse und Kräutern auch Obst angebaut wurde, gehörten die Pfarrgärten. Als Element der Selbstversorgung trugen die Gärten zum Lebensunterhalt der Pastoren aller Konfessionen bei, denn von einer auskömmlichen Besoldung in Geld konnte bis ins späte 19. Jahrhundert in den meisten Fällen nicht

7 Siehe die biographische Notiz bei HOCHÉ, Hoche, Johann Gottfried (1880).

8 HOCHÉ, Reise (1800), S. 140.

9 So neigt Hoche dazu, die Saterländer gleichsam als edle Wilde zu charakterisieren; vgl. ebd., S. 92f., 118f. u. ö.

10 Brief vom 29.7.1811, nach AMESKAMP, Anspruch (2022), S. 434. Zu Thole siehe auch MÖLLER, Anton Thole (2006).

11 Vgl. KRÜNITZ, Encyclopädie, 4 (1774), Art. „Baum-Schule“, S. 84f.: „Ein schwaches Mittel wider die Diebe“.

12 Offizialatsarchiv Vechta: Pfarrarchiv St. Katharina, Dinklage: Karton 93: Kaplan Johann Theodor Frilling, Verschiedene Nachrichten zur Caplaney, 21.2.1831, darin: Bemerkung über die Obstkultur in Dinklage (siehe auch weiter unten in diesem Band).

die Rede sein. Einblicke in die Führung der Pfarrhaushalte im Dekanat Cloppenburg, dessen Gebiet den Großteil des heutigen Landkreises Cloppenburg ausmacht, gewährleisten die Nachlassakten der Geistlichen vom späten 17. bis zum frühen 19. Jahrhundert.¹³ Bis ins späte 18. Jahrhundert geben diese Quellen allerdings nur spärliche Hinweise auf den Obstbau. Singulär ist ein im Jahr 1700 für das Pastorat Lönigen genannter „Baum oder Apffelgarten“. Das Nachlassinventar des Barßeler Pfarrers Johannes Schulte (1708–1781) nennt vorrätige Äpfel und einen Apfelpflücker; im Pfarrgarten wird also mindestens ein Apfelbaum gestanden haben. Erst im 19. Jahrhundert häufen sich die einschlägigen Zeugnisse.¹⁴

Einen persönlicheren Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse eines wenig begüterten katholischen Pfarrhaushalts gibt das Tagebuch des Pastors Joseph Biermann (1799–1869).¹⁵ Biermann bekleidete von 1831 bis 1847 die neugegründete Pfarrstelle in Neuarenberg (heute als Gehlenberg Teil der Stadt Friesoythe), einer Moorkolonie an der Ostseite des Hümmlings. Da die Gemeinde sehr arm war, war Biermann umso mehr auf die Erträge seiner Ländereien angewiesen.¹⁶

Unter dem 1. Oktober 1832 notiert Biermann, dass er von einem Apfelbaum, den er im Frühjahr desselben Jahres gepflanzt hatte, „vier reife gesunde und wohl ausgewachsene Äpfel“ gepflückt habe.¹⁷ Und unter dem 18. April 1833 hält er fest, dass er an der Ostseite des Gartens 16 Apfelbäume veredelt habe; er nennt auch die Sorten: Sauerapfel, Schmakwohl(?), Weißer Taubenapfel,¹⁸ Roter Herbstkalvill, Zitronenapfel, Paradiesapfel, Holländischer Kronapfel, Hundertmark, Reinette Brudel(?) und Braune Reinette.¹⁹

Etlliche Pastoren zeigten sich über ihre wirtschaftlichen Bedürfnisse hinaus am Obstbau interessiert. Bis ins 19. Jahrhundert waren es in besonderem Maße Pfarrer, die zur Verbreitung der Obstkultur in ihren Sprengeln beitrugen.²⁰ Innerhalb des heutigen Oldenburger Münsterlandes erwarb sich der Cappelner Pastor Heinrich Dyckhoff (1767–1838) einen Ruf als herausragender Fachmann.²¹ Die „ansehnliche, mit den feinsten und auserlesensten Sorten besetzte Obstbaumschule des großen Pomologen, Hrn. Pastors Dykhof zu Cappel bei Kloppenburg“ würdigt auch der Oldenburger Archi-

13 Die Akten werden im Offizialatsarchiv Vechta verwahrt; erschlossen wurden die überaus spröden Quellen bei AMESKAMP, Anspruch (2022). Zu Obst und Gemüse siehe dort S. 432–436.

14 Vgl. ebd., S. 436.

15 Das Geburtsdatum Biermanns ist nicht bekannt; getauft wurde er am 5. November 1799; vgl. BAUMANN, Einwohnerverzeichnis (2017), S. 217; Sterbejahr nach GRUSE, Wie es um 1835 hier war (1988), S. 146.

16 Zu den Einkünften Biermanns siehe auch BAUMANN, Einwohnerverzeichnis (2017), S. 222.

17 Nach GRUSE, Wie es um 1835 hier war (1988), S. 147.

18 Beschreibung bei SICKLER, Obstgärtner, 13 (1800), S. 351–354.

19 Ein weiterer Baum „ist abgestoßen“. Nach GRUSE, Wie es um 1835 hier war (1988), S. 148 (Fragezeichen im Original); siehe auch KAISER, Gutshaus (1998), S. 65.

20 Siehe auch WINDHORST, Agrarwirtschaft (1975), S. 150.

21 Zu Dyckhoff siehe auch Neuer Nekrolog der Deutschen (1840), 2, S. 1043–48, und AMESKAMP, Heinrich Dyckhoff (2006).

var Ludwig Kohli in seiner Landesbeschreibung.²² Dyckhoff teilte seine pomologischen Erkenntnisse, etwa durch Aufsätze in den Oldenburgischen Blättern, einer interessierten Öffentlichkeit mit. Er gehörte auch der 1818 gegründeten Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft an, die ihm 1822 die vom Großherzog gestiftete Ehrenmedaille verlieh.²³

Wie der Landwirtschaftslehrer Johann Huntemann 1894 in einer Rückschau für die Oldenburgische Landwirtschaftsgesellschaft hervorhob, hatte Dyckhoff 144 Apfel-, 63 Birnen- und 19 Kirschsorten kultiviert und dabei auch erprobt, welche der edleren Sorten sich für die Bodenverhältnisse Südoldenburgs am besten eigneten. Reiser zum Veredeln seiner Obstbäume hatte er sich teils von weither schicken lassen.²⁴

Dyckhoff erwies sich in seinen veröffentlichten Beiträgen als geist- und kenntnisreicher Experte; er legte die Auswirkungen von Klima, Boden und Baumunterlagen auf das Obst dar und berief sich bei seiner Aufforderung zum umfassenden Studium des Obstbaus auch auf den Physiker Georg Christoph Lichtenberg.²⁵

Die Obstkultur betrieb Dyckhoff mit Leidenschaft. Spürbar ist dies etwa in einem Brief, den er im August 1824 seinem Amtskollegen Beckering nach Lastrup schrieb. Dyckhoff nutzt die Gelegenheit, um Beckering einige Proben besonders guter Birnen und Äpfel mitzuschicken, darunter einige Stück seiner alten Sommerbirne, die schon am 8. August essbar war, sowie eine „partie von der Cuisse Madame N. 2. sie heißt zu Münster Fürstliche Tafelbirne“. Die meisten seien noch nicht reif, daher müssten sie noch einige Tage liegen. Für die Birnensorte Cuisse Madame gibt er auch die Fundstelle im Obstbau-Handbuch von Johann Ludwig Christ an, bemerkt allerdings dazu: „Er giebt den Reifpunct zu spät an – Ich habe sie schon bey warmen Sommern Ende Juli und Anfangs August gegessen.“²⁶ Zur eingangs genannten Sommerbirne bemerkt er: „Die gelbe wird mit dem Roggen reif, und früher als cuisse madame.“

Auch für den Astracanschen oder transparenten Apfel, von dem er seinem Kollegen eine Probe mitgibt, gibt er die entsprechende Stelle in Christs Handbuch an.²⁷ Aus eigener Erfahrung fügt er hinzu: „Ich habe diesen Apfel seit Anfangs August im Pfanne Kuchen und jungen Fizebohnen gebraucht, hierin ist er vorzüglich. Er wird nur transparent in warmen Sommern. Dann schmeckt er ganz anders, und besser“. Als kulinarisch

22 KOHLI, Handbuch (1824), S. 192. Neben Dyckhoff erwähnt er noch den Oberamtmannt Kothen in Varrel (heute Gem. Stuhr, Kr. Diepholz); ebd. Siehe auch AMESKAMP, Anspruch (2022), S. 435.

23 Neuer Nekrolog der Deutschen (1840), S. 1047.

24 HUNTEMANN, Entwicklung (1894), S. 274.

25 DYCKHOFF, Bemerkungen (1820), Sp. 273–278.

26 Vgl. CHRIST, Handbuch (1804), S. 596f. (Die Frauenbirne. Wadelbirne. Cuisse Madame), S. 597: „Sie reift Ende Augusts und Anfang Sept.“

27 CHRIST, Handbuch (1804), S. 441–445.

schen Hinweis fügt er hinzu: „Der astracansche darf als aggregat von gescherbten Fizebohnen nicht mehr geschälet werden – Dann wird wie ein Bookweeten bree.“²⁸

Dyckhoffs Adressat Anton Beckering teilte das Interesse am Obstbau. In seiner Gemeinde verteilte Beckering regelmäßig und unentgeltlich veredelte junge Obstbäume, und so bezeugt der Friesoyther Amtmann Bartels im Jahr 1829, Beckering habe „seit 29 Jahren die Umgegend so mit Obstbäumen versehen, daß daselbst alle Nascherei und Dieberei schon weggefallen“ sei.²⁹ 1827 wurde Beckering von der Oldenburgischen Landwirtschafts-Gesellschaft ebenfalls mit einer Medaille ausgezeichnet.³⁰

Der Verfasser des von Dyckhoff genannten Handbuchs, Johann Ludwig Christ (1739–1813), war lutherischer Pfarrer in Kronberg im Taunus. Dass Dyckhoff auf sein Buch zurückgriff, kann als ein Beispiel dafür gesehen werden, dass sich die Beschäftigung mit der Pomologie auch durch konfessionelle Grenzen nicht einschränken ließ.

An Dyckhoffs eigenem Wohnort in Cappel war seiner Arbeit jedoch keine große Dauer beschieden: Als er in seinen späteren Jahren an Altersschwäche und Krankheit litt, ließ er, wie der anonyme Verfasser eines Nachrufes schreibt, „seine Baumschule nach und nach eingehen“ und konzentrierte seine verbleibenden Kräfte auf die geistliche Tätigkeit.³¹ Immerhin ist von Dyckhoffs Kaplan Franz Joseph Schade (1768–1839), der 1812 Pfarrer in Krapendorf (heute Teil der Stadt Cloppenburg) wurde, überliefert, dass er ebenfalls die Liebe zum Obstbau entdeckt habe.³²

Wohl nur innerhalb seines Kirchspiels bekannt war die Obstbautätigkeit des bereits genannten Johann Theodor Frilling (1776–1834) in Dinklage.³³ Frilling, der seit 1810 das Amt eines Kaplans, also eines zweiten Geistlichen in Dinklage ausübte, war durch seinen Studienfreund Heinrich Pröbsting dazu gebracht worden, eine Obstbaumschule anzulegen. Pröbsting war Hofmeister der jungen Grafen von Galen und bekleidete seit 1821 die Stelle eines Burgvikars auf der Galen'schen Burg in Dinklage.³⁴ Wie Frilling berichtet, besuchte ihn Pröbsting beinahe täglich und „wandte auch fleißig seine ganze Beredsamkeit an, um mich zur Anlage einer Baumschule zu bestimmen. – Kirschensteine und Obstkerne trug er mir fleißig, und im Überflusse von der Burg her zu.“ Pröbsting hatte als Hausgeistlicher der Familie von Galen wohl nicht die Möglichkeit, selbst Obstbäume zu ziehen, doch wird er die Möglichkeit, frisches Obst zu genießen, zu schätzen gewusst haben.

28 Offizialatsarchiv Vechta, Pfarrarchiv Cappel, Schreiben des Pastors Dyckhoff an den Dechanten, 24.8.1824. Der Adressat Anton Beckering war von 1799 bis 1852 Pfarrer in Lastrup.

29 Nach AMESKAMP, Anspruch (2022), S. 436.

30 HUNTEMANN, Entwicklung (1894), S. 274.

31 Neuer Nekrolog der Deutschen (1840), S. 1048.

32 So bei FREITAG, Pfarrer (1998), S. 354.

33 Folgendes nach dem im Anhang wiedergegebenen Bericht Frillings.

34 HEITMANN, Kirche (1971), S. 124 und 131.

Die Kirschsteine und Apfelkerne legte Frilling in den Jahren 1815 und 1816 im Garten des Kaplanshauses aus. Bereits im zweiten Jahr konnte er die stärksten Stämme veredeln. Als Standort seiner Baumschule hatte Frilling den Teil seines Gartens gewählt, der von Vorübergehenden gesehen werden konnte, um sie auf die Obstbäume aufmerksam zu machen. Zu diesem Zweck hatte er mit dem Gewürzpepping und dem englischen Goldpepping Apfelsorten ausgewählt, die früh blühten und früh Früchte trugen. Offenbar hatte sich Frilling bereits vor der Anlage der Baumschule über das zweckmäßige Vorgehen kundig gemacht und auch die Sorten, von denen er Reiser bezog, sorgfältig ausgewählt.

Der Zuspruch unter den Ortsbewohnern war allerdings recht verhalten: „Anfangs schien man wenig auf meine lieben Zöglinge zu achten, doch hörte ich zuweilen von den Vorbeygehenden sagen: Wat mag de Caplan mit all de Appelböme doen willen? – Das war dann auch alles.“

Auch als die Bäume mit zunehmendem Wachstum mehr Beachtung genossen, hatte dies noch keine praktischen Folgen. Und als Frilling Anfang der zwanziger Jahre einigen Dinklagern Apfelbäume als Geschenk anbot und sie beredete, sie in ihren Gärten anzupflanzen, taten sie dies, wie er vermutete, eher aus Gefälligkeit gegen ihn als aus wirklichem Interesse. In den folgenden Jahren erfuhren die Obstbäume jedoch größere Verbreitung, auch hörten, wie Frilling bemerkt, die Apfeldiebstähle in dieser Zeit beinahe auf.

Unterstützung erfuhr Frilling in seinem Bemühen durch Johann Heinrich Christian Lohmann, der an der Dinklager Knabenschule unterrichtete.³⁵ Lohmann unterhielt ebenfalls eine Baumschule und ermunterte seine Schüler zum Anpflanzen junger Obstbäume.

Eine große Freude war es für Frilling, wenn Leute, denen er einst Bäume gegeben hatte, mit Äpfeln in der Tasche zu ihm kamen, ihm die Früchte gleichsam als Wunderdinge zeigten und dabei sagten: „ick moet eer doch ees de Apfel wiesen, de up dat Bömken, wad se mi gewen hebbed, all wassen sind“.

Ebenso wie Heinrich Dyckhoff sah sich auch Frilling später aus gesundheitlichen Gründen gezwungen, seine Obstbauarbeit zu beenden. 1830 fügte er seinen Aufzeichnungen eine Notiz hinzu, dass er seit einigen Jahren gichtische Anfälle bekomme, sich im Frühjahr nicht mehr der Kälte bei den Bäumen aussetzen dürfe und, so hart es ihm auch sei, von der Baumschule Abschied nehmen müsse. Damit dürften die Baumschulen der beiden Geistlichen nach wenigen Jahren verfallen sein – die kleinen, von engagierten Liebhabern angelegten Baumschulen waren ohnehin von relativ kurzer Dauer.

Ein weiterer Geistlicher, der sich stark für die Obstkultur einsetzte und viele Sorten einführte, war Johann Heinrich Krümpelbeck (1786–1870), der ab 1817 Pastor in Lut-

35 Lohmann war bis 1838 Lehrer an der Knabenschule und zeitweise zugleich auch Küster der Dinklager Pfarrkirche; siehe HEITMANN, Kirche (1971), S. 147 und 158.

ten (heute Gemeinde Goldenstedt) war.³⁶ Nach einem vom Heimatforscher Georg Reinke wiedergegebenen Bericht hatte Krümpelbeck, der auch sonst ein tüchtiger Landwirt gewesen sei, einen riesigen Dörröfen angelegt; deshalb sei die Lutter Pfarrstelle scherzhaft auch Pflaumenpastorat genannt worden.³⁷ Der in Lutten aufgewachsene Obstbauer Heinrich Dammann erinnert sich, dass Krümpelbecks Amtsnachfolger es ihm und den anderen Schulkindern erlaubte, im Spätherbst Nachsorge zu halten. Auch Krümpelbecks Obstgarten überdauerte ihren Schöpfer nicht lange. Mit der Zeit wurden die mehrere Hundert altersschwach gewordenen Obstbäume gerodet und durch Laub- und Nadelhölzer ersetzt.³⁸

Wie das Beispiel des von Frilling genannten Lehrers Johann Christian Lohmann zeigt, suchten auch Lehrer die Verbreitung der Obstkultur zu fördern. Überliefert ist, dass der Lehrer Bernard Anton Joseph Frye (1763–1838) in Langförden 1818 ein Grundstück erwarb, auf dem er eine Baumschule anlegte und die Kinder in der Pflege und Anzucht der Obstbäume anleitete. Als Größe des Grundstücks sind 1590 Quadratfuß genannt; das entspricht gut 139 Quadratmetern.³⁹ Dies ist im Vergleich zu den professionellen Baumschulen unserer Zeit zwar wenig;⁴⁰ für den Haushalt eines damaligen Lehrers dürfte der Umfang jedoch bemerkenswert gewesen sein. 1842, wenige Jahre nach dem Tode Fries, erstand sein Sohn Adolf Frye das Baumschulgrundstück und baute darauf ein Geschäftshaus. Von Bernard Anton Joseph Fries älterem Sohn Bernard Anton Henricus Frye (1802–1882), der über sechzig Jahre an der Bürgerschule in Vechta unterrichtete, ist zwar nicht bekannt, dass er eine Baumschule betrieb, doch unterhielt er zumindest einen Garten, in dem er seine Schüler anleitete, Obstbäume zu veredeln.⁴¹

Zum Nachfolger des 1838 gestorbenen Bernard Anton Joseph Frye als Hauptlehrer hatte die Schulbehörde den Lehrer Anton Heinrich Wilking ernannt. Auch Wilking zeigte sich sehr am Obstbau interessiert. Er legte in seinem Küstereigarten eine kleine Baumschule an und setzte sie auch im Unterricht ein. Überdies stellten ihm die Calveslager Markeninteressenten ein Stück Land in der Calveslager Mark für eine Baumschule zur Verfügung.⁴²

In Lohne wirkte Rektor Brockhage, der 1828 mit einer Medaille der Oldenburgischen Landwirtschafts-Gesellschaft ausgezeichnet wurde. Über Brockhage bemerkt 1894 der

36 DAMMANN, *Vergangenheit* (1947), S. [2]. Nach dem Zeugnis der Zeitgenossen tat Krümpelmann auch sonst sehr viel für die Gemeinde; vgl. RIESELMANN u. a., Lutten (1979), S. 22f.

37 REINKE, *Wanderungen*, Bd. 1 (1920), S. 94, wohl nach mündlicher Überlieferung.

38 DAMMANN, *Vergangenheit* (1947), S. [2].

39 Hierzu und zum Folgenden OSTENDORF, *Obstanbau* (1941), S. 54. Zum Leben Frieses siehe FRYE, *Lehrerfamilie Frye* (1991), S. 80–84, die dort allerdings nicht auf seine Obstbautätigkeit zu sprechen kommt.

40 2021 umfasste die von deutschen Baumschulen bewirtschaftete Fläche im Durchschnitt gut elf Hektar (Statistisches Bundesamt, nach *Nordwest-Zeitung*, Nr. 268, 16.11.2021, S. 22).

41 Vgl. FRYE, *Lehrerfamilie Frye* (1991), S. 86: „In Freistunden lernten die Knaben in seinem Garten Obstbäume okulieren, Rosen beschneiden oder Wissenswertes über die Bienenzucht.“

42 OSTENDORF, *Obstanbau* (1941), S. 54; BAUMANN, *Persönlichkeiten* (2005), S. 104.



Abb. 3: Gymnasialprofessor Dr. Bernhard Brägelmann, mit Pinsel und Säge auf einer von ihm konstruierten Baumleiter die Obstbaumpflege vorführend, um 1900. Foto: Prof. Struck, nach KRÜGERKE, *Obsthof* (1972), S. 163.

bereits genannte Landwirtschaftslehrer Johann Huntemann, dass er ein tätiger Mitarbeiter Heinrich Dyckhoffs gewesen sei und sich auch große Verdienste um die Zwergobstkultur erworben habe.⁴³ Das Zwergobst ist eine vermutlich seit dem 17. Jahrhundert in Frankreich entwickelte Zuchtform, bei der durch Pfropfen auf geeignete niedrigstämmige Obstbäume – z. B. Äpfel auf Paradiesäpfel, Birnen auf Quitten – und intensiven Baumschnitt kleine Kernobstbäume gepflegt wurden.⁴⁴ Aus der Kultur kleinwüchsiger Unterlagen ging in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Anbau auf schwachwachsenden Unterlagen, der dem modernen Erwerbsobstbau sein Gepräge gegeben hat, hervor.⁴⁵

In jüngerer Zeit gehörte Dr. Bernhard Brägelmann (1836–1917), Priester und Professor am Vechtaer Gymnasium, zu den Förderern des Obstbaus (Abb. 3). Über ihn wird berichtet, dass er als anerkannter Fachmann Vorträge vor Obstbauern hielt.⁴⁶ Mit Brägelmann arbeitete Dr. Clemens Willenborg (1827–1900),

gleichfalls Lehrer am Vechtaer Gymnasium, zusammen; beiden stand jeweils ein großer Garten zur Verfügung.⁴⁷

Dass es sowohl unter Lehrern als auch unter Pastoren eine Reihe von Berufsangehörigen gab, die unter ihren Schülern bzw. unter ihren Pfarrkindern die Neigung zum Obstbau zu fördern suchten, ist kein Zufall, sondern dürfte auf einer Strukturgleichsamkeit beruhen. Lehrer und Pastoren waren, zumal auf dem Lande, darauf angewie-

43 Vgl. HUNTEMANN, *Entwicklung* (1894), S. 274.

44 Vgl. DIETRICH, *Gartenbau* (1863), S. 125; WIMMER, *Obstsorten* (2003), S. 22.

45 Anschaulich aus naher Kenntnis beschrieben bei SCHMITZ-HÜBSCH, *Entwicklung* (2002).

46 ZIMMERS, *Brägelmann* (2006), S. 232, der auch eine nach ihm benannte Apfelsorte „Brägelmann-Renette“ erwähnt. Dieser Name lässt sich in den einschlägigen Sortenlisten nicht finden; möglicherweise ist die auf Anregung Brägelmanns im Vechtaer Gebiet verbreitete „Gestreifte Winterrenette“ (siehe auch DAMMANN, *Vergangenheit*, 1947, S. [1]) so genannt worden.

47 DAMMANN, *Vergangenheit* (1947), S. [1].

sen, Gärten zu ihrer Selbstversorgung zu unterhalten, und als die meist einzigen an Universitäten oder in Lehrerseminaren ausgebildeten Personen im Ort übten sie eine Vermittlerfunktion aus. Freilich war die Neigung, sich intensiv dem Obstbau zu widmen und die Kenntnisse hierüber zu vermitteln, bei den einzelnen Angehörigen dieser Berufsgruppen unterschiedlich stark ausgeprägt.

Neben einzelnen Lehrern und Geistlichen war auch den Schulverwaltungen und landwirtschaftlichen Gesellschaften an der Vermittlung des obstbaulichen Wissens gelegen. 1833 verbreitete die Oldenburgische Landwirtschafts-Gesellschaft einen gedruckten Bogen „Wandtafel für Freunde der Obstbaumzucht“, der in den Schulen verwendet werden sollte. Das an seinen Rändern mit erläuternden Zeichnungen versehene, ansonsten engbedruckte Blatt gibt detaillierte Hinweise für die Aussaat und Veredelung der Bäume und zur Anlage eines Obstgartens (Abb. 4).

Da die Schulaufsicht in den Kreisen Cloppenburg und Vechta bei der Kirche lag, wurde die Wandtafel über die Pastoren verteilt. So erhielt z. B. der Pastor von Steinfeld durch Vermittlung der Lohner Pfarrei vier Exemplare zugesandt, um sie an die vier Schulen seines Kirchspiels weiterzugeben.⁴⁸

Auch das Bischöflich Münstersche Officialat in Vechta ließ sich die Förderung des Obstbaus angelegen sein. Ein wenige Wochen zuvor versandtes Rundschreiben an die Schulvorstände der Kirchspiele des Oldenburger Münsterlandes forderte die Einrichtung von Obstbaumschulen auch in den Dorfschulen:

„Der in einigen Kirchspielen immer noch herrschende Mangel an guten Obstbäumen veranlaßt das Bischöfliche Officialat, den Schul-Vorständen in den katholischen Kirchspielen der Kreise Cloppenburg und Vechta es zur besonderen Pflicht zu machen, daß sie ihr Augenmerk auf die Anlegung von Baumschulen, worin die Jugend in der Obstcultur unterwiesen wird, richten. Der Nutzen der Obstbaumzucht ist so mannigfach, daß die Befolgung dieser Vorschrift sich von selbst empfiehlt. Auch bei jeder größeren Nebenschule wollen Schul-Vorstände die Einrichtung einer Obstbaumschule möglichst zu verwirklichen suchen.“⁴⁹

„Baumschule“ bekommt hier eine doppelte Bedeutung: einmal im eigentlichen Sinne für die Einrichtung, in der Gehölze gezogen werden, dann aber auch in einem weiteren Sinne, dass Schüler im Umgang mit den Bäumen unterwiesen werden. Aus heutiger Sicht mag es umständlich erscheinen, die Schüler, denen das Thema Obst nahegebracht werden sollte, gleich in das Betreiben einer Baumschule einzuführen. Die Kenntnis der Aufzucht und Veredelung von Obstbäumen war jedoch das Mittel der Wahl, um an geeignete Pflanzen und damit auch an erschwingliches Obst zu gelangen, denn Handelsbaumschulen, bei denen man Obstbäume hätte kaufen können, gab es in den Dörfern

48 Officialatsarchiv Vechta, Pfarrarchiv Steinfeld, Begleitschreiben vom 5.4.1833.

49 Officialatsarchiv Vechta, Pfarrarchiv Steinfeld, Zirkular vom 2.3.1833.

